

Inhalt

Einführung	6
Alexandra Bauer und Angelika Ernst-Zwosta	
Gott weiblich.	
Ansprache anlässlich der Vernissage der Ausstellung	9
Othmar Keel	
Von Göttinnen und Göttern zur einen Gottheit.	17
Israels Weg vom Polytheismus zum Monotheismus	
Klaus Bieberstein	
Alte Göttinnen – heutige Gottesrede.	51
Zur Aktualität weiblicher Gottesbilder	
Ulrike Bechmann	
Gott weint.	73
Der mitleidende, weibliche Gott in Gestalt der jüdischen Schekinah	
Aurica Nutt	
Unser Vater Gott.	83
Grund und Grenzen der Vateranrede für Gott	
Sabine Bieberstein	
„Vas spirituale“	105
Maria als Gestalt des Heiligen Geistes	
Ottmar Fuchs	
Maria und das weibliche Geschlecht der Erlösung.	134
Ein topologischer Versuch	
Hans-Joachim Sander	
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	160

Einführung

Gott ist Gott. Aber Gottesbild ist nicht gleich Gottesbild. – Gott erschuf die Menschen nach eigenem Abbild, als Mann und Frau schuf er sie. So ist es nicht verwunderlich, dass Menschen verschiedene Vorstellungen von Gott haben und doch vom gleichen Gott sprechen. Männliche Gottesbilder klingen meist vertraut. Von Gott *weiblich* zu sprechen, ist jedoch auch nicht neu. Schon in den Schriften des Alten Testaments finden sich viele Beispiele, durch Ausgrabungen wurden die ‚Wortbilder‘ der Bibel als greifbare Darstellungen zu Tage gefördert – teilweise Jahrhunderte oder gar Jahrtausende älter als deren Bücher. Weibliche Gottesbilder haben eine lange Tradition. Und doch ist es auch heute für viele noch seltsam, in weiblichen Bildern von Gott zu sprechen oder auch nur davon zu hören.

Unsere Bilder von Gott sind eng und überwiegend männlich. Prüfen sie selbst für sich: Welches Bild tragen sie im Kopf? Wie sieht Gott aus? Ist er der Herr, der König, der Richter? Ist er Gottvater? Etwa der Patriarch mit dem weißen Bart? Das sitzt tief. Gott ist meist noch ER, nicht SIE. Vielleicht liegt es gerade noch in unserem Vorstellungsbereich, Gott mütterlich zu denken, fürsorglich, schützend und nährend. Davon sprach bereits Papst Johannes Paul I. 1978 in einer Ansprache auf dem Petersplatz: „Gott ist Vater, aber mehr noch, er ist uns auch Mutter.“ Aber können sie sich Gott auch im Bild der Kämpferin vorstellen, mit weiblicher Klugheit, List und Stärke? Oder Gott im Bild weiblicher, sinnlicher Schönheit und körperlicher Fülle? Können sie sich Gott so vorstellen?

In Hosea 11¹ spricht Gott selbst von sich in sehr weiblichen Bildern, und die Aussage gipfelt in Vers 9: *Gott bin ich und nicht Mann*. Gott ist nicht Mann – aber auch nicht Frau. Von Gott, dem unendlichen Geheimnis, lässt sich nur annähernd, in analoger Weise in männlichen und weiblichen Bildern sprechen. Die Ausstellung „Gott weiblich – eine verborgene Seite des biblischen Gottes“, die bereits in Fribourg, Rottenburg, Bamberg, Heidelberg und Würzburg zu sehen war, versuchte, von Gott in verschiedenen (und eben auch in weiblichen) Bildern zu denken und zu sprechen. In den Mariendarstellungen und den Heiligenfiguren, gerade der

1 Die im folgenden zitierte Übersetzung von Helen Schüngel-Straumann bleibt sehr nah am hebräischen Wortlaut. Vgl. Helen Schüngel-Straumann, Gott als Mutter in Hosea 11, in: Helen Schüngel-Straumann, Anfänge feministischer Exegese. Gesammelte Beiträge, mit einem orientierenden Nachwort und einer Auswahlbibliographie (Exegese in unserer Zeit; Bd. 8), Münster, 2002, S. 100f.

Volksfrömmigkeit, hat sich „Gott weiblich“ in Erinnerung gehalten: in der Krönung Mariens, in ihrer Darstellung als Stillende oder als Thronende – und selbst in der Taube, die man nicht nur als Bild für den Hl. Geist deuten kann, sondern auch altorientalisch als Liebesbotin.

Wir wollen Gott das Weibliche zurückgeben. Wir wollen es wieder integrieren durch eine Weite der Bilder und einer Sprache in unseren Kirchen, die der Fülle Gottes gerecht wird. Als Referentinnen für Frauenpastoral ist uns daran gelegen, einen weiten Erfahrungsraum des Weiblichen aufzumachen. Wir wünschen uns, dass sich Frauen mit allen Facetten ihrer Identität, ihrer Rollen und ihrer Lebenserfahrung wiederfinden können und anerkannt wissen: Mit ihrer Mütterlichkeit und Zärtlichkeit, mit ihrer Leiblichkeit und ihrer Sinnlichkeit, mit ihrer Klugheit und ihrer Kraft, und ebenso mit ihren Verletzungen und ihrem Zorn, mit ihrer Langmut und ihrem kämpferischen Vermögen. Nichts Weibliches ist Gott fremd. Jeder Teil weiblicher Identität ist auch Teil von IHR, ist Teil von IHM.

Mit der Ausstellung in Bamberg konnten wir diese Erfahrung vielen Frauen und Männern, ja selbst Kindern ermöglichen. Und es haben innerhalb von fünf Monaten fast 11.000 Menschen das Diözesanmuseum besucht. Ergänzt wurde die Ausstellung durch ein Rahmenprogramm, bei dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler verschiedener theologischer Disziplinen Wege aufgezeigt haben, die Entwicklung von Gottesbildern zu verstehen, das eigene Verhältnis zu Gott zu bedenken und – wenn nötig – zu aktualisieren. Diese Beiträge sind in diesem Buch versammelt. Sie sprengen Geschlechterstereotypen weiten Horizonte.

Es beginnt mit dem emeritierten Alttestamentler OTHMAR KEEL, dem ‚Vater‘ von „Gott weiblich“. Mit seiner Rede zur Eröffnung der Ausstellung, die den Reigen der folgenden Beiträge eröffnet, beschreibt er, was ihm am Thema wichtig ist bzw. wurde – gerade auch durch die Begegnung bei Führungen. Zum Beispiel in der Äußerung einer über 90jährigen Kanisiusschwester, die noch nie „so viel Gutes über Frauen“ gehört habe.

Ausgehend vom Studium der „Mülleimer“ der Geschichte und der schriftlichen Quellen stellt der Bamberger Alttestamentler KLAUS BIEBERSTEIN in seinem reich bebilderten Beitrag den Weg Israels vom Polytheismus zum Monotheismus dar. Es ist ihm gelungen, die Entwicklung des jüdisch-christlichen „Gottdenkens“ mit ihren verschlungenen Pfaden auf wenigen Seiten zu komprimieren.

Warum und wie wurde Weibliches im Lauf der Geschichte verdrängt? Welche Rolle spielt dabei die Sprache? Die Grazer Religionswissenschaftlerin ULRIKE BECHMANN plädiert für eine gendergerechte Rede von Gott, die ausgehend von den archäologischen Funden und biblischen Schriften dem Weiblichen in der heutigen Kirche und Welt auf neue Weise Raum schafft.

In der jüdischen Tradition gibt es die Vorstellung der Schekinah, der Einwohnung Gottes, die sich als eine weibliche Gestalt seiner Präsenz interpretieren lässt: Gott ist seinem Volk nahe, besonders im Leiden. Die Münsteraner Genderforscherin AURICA NUTT stellt diese Figur sowie ihre Aktualisierung durch heutige jüdische und christliche Theologinnen vor.

Eine sehr vertraute Gottesanrede beleuchtet die Eichstätter Neutestamentlerin SABINE BIEBERSTEIN. Gott als Vater – ist das nicht das selbstverständlichste Gottesbild der Welt? In der Tat ist diese Gottesvorstellung für viele Menschen vertraut und wertvoll. Aber nicht für alle. Denn viele haben nicht nur gute Erfahrungen mit ihren Vätern gemacht. Aber auch die Vaternvorstellung hat ihre Chancen: Denn wer sich auf einen „Vater im Himmel“ berufen kann, wird unabhängig gegenüber Machtansprüchen irdischer „Väter“.

An El Greco sowie künstlerischen Darstellungen der Volksfrömmigkeit zeigt der Tübinger Pastoraltheologe OTTMAR FUCHS, wie die Gestalt Mariens zum spirituellen Erlebnisraum für die unbedingte Gnade Gottes wird: Menschen erfahren sich bei ihr angenommen, so wie sie sind. Denn sie verkörpert, was die vielen vielen Opferlichter an Marienorten belegen, die menschnahe Zugewandtheit eines distanzierten, rein männlich gedachten Gottes.

Auf dem philosophischen Diskursniveau der Gegenwart bewegt sich der abschließende Beitrag des Salzburger Dogmatikers HANS-JOACHIM SANDER, der Gewohntes in ungewohnte Perspektiven stellt und uns somit neue Horizonte eröffnet. Es ist eigen und eigenartig: Erlöser und Erlösung führen zum gender-trouble. Die Frau-Gott-Beziehung ist ein Eva-Maria-Verhältnis. Maria hat zwei Körper und Mariologie ist Theologie extremer Ereignisse.

Wir wünschen ihnen viel Vergnügen und neue, inspirierende Erkenntnisse beim Lesen. Und zwar im Doppelsinn folgender Äußerung einer (insgesamt höchst begeisterten) Besucherin: „um Gottes Willen!“

Alexandra Bauer und Angelika Ernst-Zwosta

Ansprache anlässlich der Vernissage der Ausstellung „Gott weiblich“¹

von Othmar Keel

Liebe Anwesende,

der erste Impuls, diese Ausstellung zu machen, ging von den zahlreichen Göttinnenfiguren aus, die wir kurz vor und nach dem Jahr 2000 für die Sammlungen des BIBEL+ORIENT Museums gekauft haben. Es fiel uns auf, dass weibliche Figuren im Alten Orient, auch im Land der Bibel, sehr viel häufiger waren als die männlicher Gottheiten. Dabei stellte sich die Frage, wie es kam, dass in den Symbolsystemen der drei monotheistischen Religionen das Weibliche, mindestens offiziell, im Gegensatz dazu so ganz fehlt. Aufgrund dieser Frage und den vielen Göttinnenfiguren in unseren Sammlungen kam 2007/2008 die Ausstellung „Gott weiblich. Eine verborgene Seite des biblischen Gottes“ im „Museum für Kunst und Geschichte“ in Fribourg in der Schweiz zustande.

Während der Ausstellung in Freiburg habe ich 60-70 Führungen für höchst unterschiedliche Gruppen gemacht. Eine dieser Gruppen bestand aus etwa 20 Kanisius-Schwestern, die zwischen 70 und 90 Jahre alt waren. Ich hatte etwas Bedenken. Betagte Nonnen und erotische Göttinnen! Vertragen die sich? Am Schluss sagte mir die Oberin: „Herr Keel, das war so schön. Wir haben noch nie so viel Gutes über Frauen gehört!“ Tatsächlich verklären Göttinnen die vielfältigen Rollen irdischer Frauen. Isis lies jede Mutter im Licht einer Gottesmutter erscheinen. Aphrodite teilte jeder erotisch attraktiven Frau etwas von ihrem übernatürlichen Glanz mit. Die Oberin hat der Kanisiuschwester den Sinn dieser Ausstellung klar erkannt. Das sollen sie beim Studium der Ausstellung und des Katalogs selber erfahren.

Mich hat ihre Bemerkung „Wir haben noch nie so viel Gutes über Frauen gehört!“ überrascht und erstaunt. Ich habe zwei, drei Klerikerkollegen gefragt, wie das zu verstehen sei. Sie haben mich dann darüber aufgeklärt, dass diese Frauen von ihren männlichen Betreuern, selbstverständlich nicht von allen, nicht selten mit Verachtung behandelt und gedemütigt worden seien.

Und diese Frauenverachtung hat in der Kirche bis in die unmittelbare Gegenwart Tradition und dazu möchte ich kurz etwas sagen. Eines der düstersten

1 Der Vortragsstil wurde beibehalten.

Kapitel dieser Frauenverachtung waren die ca. 200 Jahre lang dauernden, in katholischen und protestantischen Gebieten gleichermaßen wütenden Hexenverfolgungen. Ein wichtiger Impuls dazu ging für die katholischen Gebiete von der Bulle „Summis desiderantes affectibus“ Papst Innozenz‘ VIII. vom 5. Dezember 1484 aus. „Aus ganzem Herzen wünschen wir“, so fängt sie an, „dass sich der Glaube überall vermehre und verbreite ...“ Das klingt sehr fromm. Aber fromme Worte und Kleider sind keine Garantie für Frömmigkeit. Das Haupthindernis bei der Durchsetzung des Glaubens, sagt die Bulle, seien die Hexen. Der Papst erteilte zwei Dominikanern, Heinrich Kramer und Jakob Sprenger, den Auftrag, eine systematische Hexenverfolgung einzuleiten. Als Grundlage für ihre Arbeit verfassten sie ein hochgelehrtes Werk, den „Malleus maleficarum“, den „Hexenhammer“, der von Bibel-Versen, Zitaten, oft frauenfeindlicher Art, antiker Philosophen und christlicher Kirchenväter nur so wimmelt. Das Buch war 200 Jahre lang ein Long- und Best-Seller ersten Ranges, von dem es 34 Auflagen gibt. Das dreiteilige Werk stellte erstens mit großer Gelehrsamkeit fest, dass es häretisch sei, nicht an Hexern zu glauben und dass der Teufel, obwohl ein Geist, Fleisch annehmen und mit Frauen, die von Natur aus besonders fleischeslüstern seien (Sie haben richtig gelesen!), sexuell verkehren könne. Gewiß wurden gelegentlich auch Männer der Hexerei verdächtigt, aber die hauptsächliche Zielscheibe waren Frauen. Sie wurden im zweiten Teil verdächtigt, mit Hilfe des Teufels immensen Schaden anzurichten, der einzig durch die Verbrennung der Hexen abgewendet werden könne. Der dritte Teil enthält eine Prozessordnung, die dermaßen mit Unterstellungen und Folter arbeitet, dass eine einmal Angeklagte wenig Chancen hatte, heil davonzukommen. Manche Bischöfe und weltliche Regierungen wehrten sich gegen dieses Unternehmen. Aber der Papst zwang sie, die beiden Dominikaner zu unterstützen. Tausende von Frauen wurden so ermordet und Hunderttausende lebten bei diesem Terror in ständiger Angst, angeklagt zu werden. Die Bulle „Summis desiderantes affectibus“ Innozenz‘ VIII. wurde im „Hexenhammer“ oft als eine Art Vorwort abgedruckt und verlieh dem perversen Werk päpstliche Legitimation. Das Werk ist übrigens nie auf den Index schädlicher Bücher gesetzt worden.

Im Gegensatz zur Galileo Galilei-Geschichte, die im Vergleich mit den Hexenverfolgungen ein harmloses kleines Vorkommnis war, hat sich meines Wissens kein Papst bei den Frauen für diese Verbrechen entschuldigt. Sie sind in den Augen der kirchlichen Hierarchie offenbar immer noch weniger wichtig als die Naturwissenschaften und ihre meist männlichen Vertreter.

Die eingangs genannten Kanisiusschwwestern brauchen keine Angst zu haben als Hexen angeklagt zu werden, aber die Verachtung und die Demütigungen, die für die ganze Bewegung typisch waren, blieben ihnen noch im 20. Jahrhundert offensichtlich nicht ganz unbekannt. Und US amerikanischen Klosterfrauen bekommen gegenwärtig den vatikanischen Unwillen zu spüren, weil sie mehr Gerechtigkeit fordern.

Die Ausstellung und der Katalog entkräften die drei Argumente, mit denen man der Frau in der katholischen Kirche bis heute den ihr zustehenden, der Gerechtigkeit entsprechenden Platz verweigert:

Erstens sagt man, Gott sei von der Tradition immer als Mann vorgestellt worden: „Im Namen des Vaters ...“, „Vater unser ...“, „Ehre sei dem Vater...“. Seit dem vorsokratischen Philosophen Xenophanes um 500 v. Chr. wissen wir aber, dass sich die Afrikaner Gott schwarz und stumpfnasig, die Thraker blond und blauäugig vorstellen. Hätten Rinder, Pferde und Löwen Hände und könnten Bilder machen, wären ihre Gottheiten rinder-, pferde- und löwengestaltig. Solange die Männer das Sagen hatten, haben sie Gott männlich vorgestellt. Die Männer schufen Gott nach ihrem Bilde. Die Bibel aber sagt schon im 1. Kapitel und wiederholt im 5., Gott schuf die Menschen nach seinem Bilde, männlich und weiblich. Wenn die Bilder, die Kopien, männlich und weiblich sind, hat wohl auch das Urbild männliche und weibliche Züge. Das ist total verdeckt und verdrängt worden, als man in der Bibel den offenen Eigennamen Jahwe, gedeutet als „Ich bin der ich bin“ durch das wenig geheimnisvolle männliche HERR ersetzte. Wie wenig rein männlich der biblische Gott ist, zeigen diese Ausstellung und besonders der zugehörige Katalog. Es wäre ebenso korrekt: „Ehre sei der Ewigen, dem Sohne und dem Heiligen Geiste ...“ zu beten, wie „Ehre sei dem Vater ...“. Die Ausstellung ist nicht einseitig, wie man ihr vorgeworfen hat. Sie bringt nur eine Korrektur am Jahrtausende und bis jetzt sehr einseitig männlich gezeichneten Gottesbild an. Es ist ein Menschenrecht, sich das Höchste, was ein Mensch sich denken kann, auch weiblich vorzustellen. Dieses Recht wurde im Lauf der Kirchengeschichte teilweise dadurch eingelöst, dass man Maria, die ursprünglich nur als Mutter ihres Sohnes Bedeutung hatte, zu einer Heilsfigur in eigener Kompetenz erlebte und darstellte. Im Anhang des Katalogs ist das kurz, aber anschaulich skizziert. Der älteste europäische Marientyp ist die Mutter als eine Art Thron für ihren Sohn, die romanische Madonna. In der Gotik wird das Kind aus der

Mittelachse auf die Seite genommen und die Marienbilder der zahlreichen Marien-Erscheinungen des 19. Jh. zeigen Maria konsequent ohne Kind. Bernadette von Lourdes sieht eine schöne vornehme Dame, die sich ihr freundlich zuwendet. Bernadette war ein sehr einfaches, ungebildetes Mädchen aus ärmlichsten Verhältnissen. Das gilt auch von Catherine Labouré, einer Dienstmagd in Paris, die am 27. 11. 1830 in einer Erscheinung Maria sah, wie von ihren ausgebreiteten Armen Gnadenstrahlen auf die Menschen ausgehen. Das Bild wurde als „Medaille miraculeuse“ millionenfach verbreitet. Aber eine Hinwendung zu einem weiblichen Gottesbild findet sich zu dieser Zeit nicht nur in diesem Milieu der Einfältigen. Wenn es zu Beginn des 19. Jh. ein kulturelles Höchstmilieu gab, war es Weimar. Da arbeitete Goethe damals an seinem Faust II. Während Gott im Faust I, im Prolog in Anlehnung an das Ijobbuch als allmächtiger Herr und Schöpfer erscheint, wird das Göttliche am Schluss von Faust II weiblich gezeichnet. Der große Faust-Kommentar von Ulrich Gaier von 1999 zeigt, dass wir im Faust I noch eine traditionelle Theologie des Männlichen, in Faust II aber eine Theologie des Weiblichen haben (I Seite 1153). „Der Erste Teil ist durch ein System von Göttern, der zweite von Göttinnen beherrscht“ (II 184). Der zum Doctor Marianus gewordene Faust spricht am Ende von Faust II zur Himmelskönigin:

„Höchste Herrscherin der Welt
Lasse mich im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt,
Dein Geheimnis schauen ...
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.“

Diese hymnische Anrede wird in den letzten Worten Fausts noch überboten, wenn er die Menschheit auffordert:

„Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig zarten,
Euch zu seligem Geschick
Dankend umzuarten.
Werde jeder bessere Sinn
Dir zum Dienst erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin bleibe gnädig.“